

Ein probates Mittel.

Humoreske von **Zustus v. Mauris, jun.**

Nach dem Holländischen von **G. Otten.**

„Aber Schaffner, dies ist ja erste Klasse, Reichraucher!“
 „Kein Platz mehr in der Zweiten!“
 „Ja... aber wissen Sie, ich habe ein Billet zweiter Klasse und...“
 „So steigen Sie doch endlich ein, meine liebe Da...“ Frau... ruft der Schaffner, welcher die Reisende für eine Dame etwas allzu gewöhnlich zu finden scheint. Bitte, 's ist höchste Zeit.“
 „Nun also auf baldiges Wiedersehen, mein liebes kleines Gretchen!“ — während des Einsteigens nicht die Frau noch mehrmals einem jungen Mädchen zu, welches, mit allerhand Gepäck beladen, auf dem Perron steht — „grüß noch mal recht schön zu Hans, hörst Du? ... so, Kind, und nun reich mir, bitte, die Hutschachtel, das Körbchen und den großen Korb, willst Du?“
 „Alles einsteigen!“
 „Ja, ja! Herrgott, ist das hoch!“ — seufzt die forpultene Frau, welche, mit der linken Hand die Wagenglocke umklammernd, vergebliche Anstrengungen macht, sich in das Coupee hinaufzuwinden, während sie in der Rechten einen Regenschirm und ein Reisekästchen hält und eine Pappschachtel unter dem Arme beinahe gerqnetzt.
 „Nestig?“ erschallt nun die Stimme des Stationschefs auf dem Perron und schon fallen die Thüren der letzten Wagen bröhnend zu. „Nestig?“ „Abfahren!“

„Nein, noch nicht! Was soll ich nun machen?“ schreut die Dide, halb durch die Deffnung der Coupéthüre gezwängt.
 „So—ooo—hopp!“ lachend eilt der Schaffner herbei und beschleunigt die Prozedur des Einsteigens, indem er sie vollends in das Coupée schiebt.
 „Gretchen, meine Hutschachtel!“ erschallt plötzlich die Stimme der schwerfälligen Reisenden vor dem geöffneten Coupéfenster; „so, ich danke Dir auch noch schön, mein Gretchen! nun den großen Korb, grüß Alle noch mal von mir, und sei so gut und gib mir auch das Körbchen. Schön, ist es gut verschlossen? Und Kind vergiß nicht für die Skararievögel und...“
 „Nestig?“ „... zurück dort, meine Herrschaften!“

„Gretchen...“ abermals erscheint der Kopf am Fenster — „denk auch daran, die leeren Fruchtstoffsäckchen zurückbringen zu...“
 Der Zug setzt sich in Bewegung und das Wort „lassen“ verhallt ungehört in dem Lärm der Räder.
 „Du lieber Himmel, war das ein Gefeg!“ haucht die Frau athemlos, während sie sich neben den einzigen Passagier setzt, der eben ein Schlüsschen macht. — „O, Gott, o Gott!“
 „Um's Himmelswillen, was ist los?“ — der Reisende, noch halb im Schlafe, fährt erschreckt empor.
 „Ach, Sie schliefen? Dann entschuldigen Sie nur gütigst; bei der Eile und dem Lärm hatte ich Sie ganz übersehen; finden Sie nicht auch, daß dieser Wagen entsetzlich böst?“

„Ja? Ja... nein... ich weiß nicht!“ Sich bequemt in seine Ecke zurücklehnd, schlief der Reisende wiederum die Augen.
 „Nun wovon mir aber wirklich zu arg,“ brummt die Reisende, während sie sich vergeblich bemüht, die Hutschachtel, das Körbchen und das Paket in dem Gepäck unterzubringen.
 „Ach Herrje, nehmen Sie's mir nicht übel, ich konnte wirklich nichts dafür; übrigens sind bloß Skapanien für die Kinder meines Schwagers drin, die essen sie so furchtbar gern... Sie haben jedoch hoffentlich nicht verlegt? Es ist aber auch zu un bequem, die Sachen da hinauf zu schaffen.“
 „Nun, offen gestanden, wäre mir's schon lieber, wenn Sie das Täschchen dort drüben in's Netz legen wollten; sicher ist sicher, am Ende fällt es doch noch mal herunter und...“
 „Gewiß, Sie haben ganz Recht, Sie hätten sich schon weh thun können, ein wahres Glück, daß Sie noch so davonkommen sind, — 's ist doch nicht schlimm?“

Der Reisende schiebt seine Mütze ein wenig zurück, streicht sich ein paar Mal mit der flachen Hand über den Hinterkopf, redet sich laut gähmend und blüht halb ärgerlich, halb schläfrig zu der biden Frau hinüber, welche ihn über die auf ihrer Nasen Spitze gerückte Brille hinweg dummgutmüthig lächelnd anschaut, während sie sagt: „Wohl müde von der Reize?“ und dann fährt sie mit lauter Stimme fort: „Du lieber Himmel, jetzt fällt mir's auch ein, weil ich Sie genauer angesehen habe — ich kenne Sie!“

„Sie? ...“ „Nicht?“ — mit alten Zeichen des Schreckens fährt der Reisende empor.
 „Da, Sie sind doch Herr Volders aus der Kleiderhandlung in der Hoagstraße?“
 „Bedauere sehr, zufällig nicht!“
 „Wie schade! Sehen Sie, darauf hätte ich nun zehn verpöthliche Eide geschworen, daß Sie Volders sind, aber, wenn Sie selbst sagen, daß es nicht so ist, dann wird die Sache wohl ihre Wichtigkeit haben! Nein, nein, ist es die Möglichkeit! genau dasselbe Wesen wie Jan Volders, aber wenn ich gut hinschaue, dann sind Sie's doch wieder nicht; die Voldersen's sind nämlich alle rothhaarig und Sie sind blond.“
 „So! Ach!“ laut gähmend wirft der Reisende einen flüchtigen Blick auf seine Nachbarin.
 „Aber die dicke Nase der Voldersen's haben Sie doch, das ist ein merkwürdiger Zufall...“ und...
 „Ich heiße van Valen und bin schläfrig!“ klingt es ärgerlich und kurz angebunden zurück; von Neuem schliefert er die Augen und kreuzt die Arme über die Brust, die Beine behaglich auf die gegenüberliegende Bank ausstreckend.

Erstaunt reißt die Frau die Augen auf und sagt hastig: „van Valen heißen Sie? Hu, hu; wie sonderbar! Dann sind Sie wohl mit den van Valens aus Rotterdam verwandt? Denken Sie doch nur, jahrelang habe ich dort im Hause verkehrt, ich war nämlich lange mit Cato van Valen befreundet — wohl Ihre Tante? Eine gutmüthige Person, aber ihre Nerven machten ihr viel zu schaffen, da war sie eben manchmal ärgerlich und nervös und so wurden wir böse, ... lebt sie noch?“ Ein unverständliches Grinsen veranlaßt die Sprecherin, einen Augenblick innezuhalten. — „Nicht? Ach, das würde mir aber doch wirklich trostlich sein; Sie meinen doch die van Valens van de Wynhaven?“
 Dasselbe Grinsen.
 „Der sind Sie am Ende mit den van Valens van de Vaan verwandt, die kenne ich auch sehr gut, ganz reizende Leute, meinen Sie die vielleicht?“
 „Keinen einzigen?“
 „Nein ich bin Waife und ich möchte jetzt schlafen.“

„Ach Herrje, Sie sind Waife? am Ende waren Sie gar auch im Waisenhaus? oh, wie traurig! Ich habe die kleinen Waisen immer so furchtbar bemitleidet; wissen Sie, sie haben's ja so weit ganz gut in solcher Anstalt, aber sie bekommen so viel Bohnen u. Erbsen und Erbseubrei zu essen, die Speisen sind nicht besonders nahrhaft und machen nur unnöthig dick. Ja, und dann noch so manches Andere, 's ist eben doch nicht so wie zu Hause! Ja, ja! Aber man sollte gar nicht meinen, daß Sie auch so ein kleiner Waisenknabe gewesen sind, Sie sehen gar nicht so aus; und dann — erster Klasse reisen! Ich zum Beispiel, ich bin ja nur eine Bürgerfrau, ich habe ein gutes Auskommen und mir geht Gott sei Dank nichts ab, aber ich reise immer nur dritter Klasse. Heute gab es allerdings keine Wagen dritter Klasse und so mußte ich ein Billet weiter nehmen und weil die zweite besetzt war, reise ich nun erster, verstehen Sie? Wie der Zug rasch fährt, sehen Sie blos mal den Bahnhof vorbeifliegen. Wo haben wir doch vor Rotterdam noch Aufenthalt? In Nieuwerluis...“
 „Ganz recht, das stimmt. In Nieuwerluis!“ wiederholt der Reisende. Er hat mehrmals gegähnt und scheint recht schläfrig zu sein; nun aber richtet er sich mit einem Rucke auf, fixirt seine Nachbarin scharf und mußte sie mit etwas spöttischem Lächeln vom Kopf bis zu den Füßen. Dann beginnt er mit bewegter Stimme:
 „Sie haben wohl ein sehr gutes Herz? man sieht es Ihnen an, wie mittheilig und sanftmüthig Sie sind, gewiß fühlen Sie den armen Waisen ihren furchterlichen Schmerz nach — habe ich recht gerathen?“

Die Frau nickt langsam und würdevoll während sie fragt:
 „Also Vater und Mutter nie gekannt?“
 „Nein,“ antwortete ihr Nachbar betrübt, und wie mit unterdrücktem Schluchzen fährt er fort:
 „Mein Vater starb vor meiner Geburt und meine gute Mutter auch.“ Hier scheint die Nahrung ihn zu übermannen, und wiederholt fährt er sich mit dem Taschentuch über die Augen.
 „Wie traurig! Wie schrecklich traurig!“ sagt die gutmüthige Dide, während sie ebenfalls ihr Taschentuch zum Vorschein holt.
 „Als dreijähriges Kind ging ich schon auf's Meer, was sagen Sie dazu?“
 „Auf's Meer?“
 „Ja, leider, ich mußte eben.“
 „Ach Gott!“
 „Man hat mich aus der Wiege gestohlen.“
 „Wie? Wa... aas?“
 „Ge—stoh—len!“
 „Varmherziger Himmel, wer hat Das gethan?“
 „Eine Magd, welche ein Verhältnis mit einem Seeräuber hatte.“

„Grundgütiger Himmel! Und weßhalb that das Mädchen Das?“
 „Weil sie selbst kein Kind hatte und der Seeräuber für sein Leben gern eins haben wollte.“
 „Was Sie sagen! was der Mensch aber Alles erleben kann, man sollte 's nicht für möglich halten.“
 „Na ja, er war, eben ein Kinderfreund, dieser Räuber.“
 „Das scheint so. Aber sagen Sie, raubte und mordete er denn sonst nichts?“
 „Oh, gewiß. Alle Männer, die er einfiel, wurden erhängt oder erschossen, aber die unschuldigen Kinderchen verschonte er. Wir hatten einen Seeräuber an Bord, dessen einzige Beschäftigung es war, die Kleinen für die Säuglinge zu füttern, während der Schiffsjunge für Fenselthee und gewärmte Windeln zu sorgen hatte.“
 „Und was geschah mit den Müttern, mein Herr?“
 „Hu, hm! Waren sie jung und schön, so kamen sie in seinen Harem, aber alte Frauen, so in den Fünzigjahren, wissen Sie, die wurden irgendwo auf eine unbewohnte Insel ausgelegt oder gleich an Bord geschleudert.“
 „Geschleudert? Aber das ist ja schauderhaft — und das Alles haben Sie mit eigenen Augen gesehen?“
 „Leider Gottes, ja! schon im zartesten Kindesalter war ich Zeuge von Mord und Todtschlag. Mit dreizehn Jahren bestand ich die Feuerprobe — da mußte ich zwei Waisenkinder takt machen.“
 „Nicht machen?“ soweit als nur irgend möglich entfernte die beleidete Dame sich bei diesen Worten von ihrem unheimlichen Nachbar.
 „Ja, aber nicht etwa mit Dolch und Pistole, keine Spur! ich goß ihnen einfach etwas in den Kaffee!“
 „Ach so! — ah!“
 „Das ging fabelhaft leicht; sie schmeckten gar nichts davon und nach zehn Minuten bereits waren sie bei unserem lieben Herrgott.“

Die corpulente Reisende ist blaß geworden; mit weit aufgerissenen Augen starrt sie ihren Nachbar an, während sie vor lauter Entsetzen verzigt, den Mund zu schließen. Zugewissen fährt das „Ungeheuer“ gelassen fort: „Nun und nach wurde ich zum Monstrum; ich gestehe es selbst, mich dürrte nach Blut! Das arme Menschenkind, das hat so was Verlockendes — sehen Sie, mit diesem kleinen Instrumente — der Reisende holt ein Taschennestor zum Vorschein und schneidet vorsichtig damit über den Nagel seines linken Daumens — mindestens hundertundfünfzig Menschen haben ich mit diesem Dingelchen in die bessere Welt befördert, damals, als man mich noch den „Schreden des Meeres“ nannte.“

Dabei blüht er mit den Zähnen und schaut seine Reizegefährtin grausam an. Schen und furchtbar schiebt sie nach dem Messerchen, welches so unschuldig aussieht, daß sie mehr oder weniger ungläubig fragt: „Mit diesem kleinen...“
 Das Wort „Messerchen“ erstickt auf den Lippen, denn plötzlich blüht die Klinge dicht vor ihren Augen, während der Eigenthümer dieses Morbinstrumentes „ein miniature“ heiser ausruft: „Ja wohl, mit diesem lampigen Ding! Ein einziger geschickter Schnitt, und Sie haben das Zeitliche gefegnet — ich habe mich darin geübt, im Handumverehen — seinen Lant können Sie mehr von sich geben, aber...“ nachlässig schiebt er das Federmesser in seine Westentasche — „nun habe ich es aufgefegnet; vor zwei Jahren ungefähr hat man mich bekehrt.“

„Oh! Ach! El... Wer denn?“
 „Die Heils-Armee in New-York und (bei diesen Worten seufzt er laut) „nun plagt mich bittere Reue bei dem Gedanken an all' das vergossene Blut.“
 „Die gutmüthige Frau athmet tief u. schmerzlich, ohne auch nur einen Augenblick ihren Nachbar, der die Hand noch immer in der Westentasche verborgen hält, aus den Augen zu verlieren; mit leicht zitternder Stimme fragte sie: „Und haben Sie jetzt gar nichts mehr mit der Seeräuberei zu thun?“
 „Nein! allerdings thut mir das recht leid, denn das Ausüben meines Berufes machte mir viel Spaß, 's war ein famos' Geschäft, wenig Auslagen und viel Gewinn.“
 „Ja, das glaube ich und...?“
 „Ach verzehe schon, meine Dame, Sie möchten wissen, was ich nun treibe?“
 „Hu! Ja! wenn Sie... 's mir sagen wollen!“
 „Gewiß, warum denn nicht? Augenblicklich habe ich immer sehr viel mit Leichen zu schaffen.“

„So, ach, das hätte ich nie gedacht!“ die Gote fängt an sich wieder einigermaßen behaglich zu fühlen und verzucht sogar zu lächeln, während sie sagt: „Also wohl Leichenträger oder etwas Ähnliches?“
 „Wie meinen Sie?“ — ein wüthender Blick trifft die Fragende. „Da sind Sie aber ganz gewaltig im Irrthum, ich be-

sorge die Leichen für die Sezirkammern der Professoren.“
 Ein heftiges Zittern erschütterte den fleischigen Körper der entsetzten Frau und sie fragt, während die Brille ihr in den Schooß hinunter gleitet, leise und zaghaft: „Und wie verschaffen Sie sich diese Leichen?“
 „Ach, Das ist ganz einfach, ich kaufe sie, ich grabe sie aus oder... ich mache sie.“
 „Gott fleh mir bei! Das ist ja schauderhaft!“ Vor Angst und Aufregung wird der Wohlbeleibten ganz schwül und die Schweitztropfen perlen auf ihrer fleischigen Stirne.
 Sie mit grauem Wohlbehagen mustern, fährt der Reisende eifrig fort: „Es giebt jeder Zeit genug Menschen, die einen alten Dattel oder eine Tante ganz gern verkaufen wollen: Geld kann jeder brauchen und ich habe es — maßenweise!“
 „Aber erlauben Sie, warum thun Sie eigentlich so — hm! so etwas?“ — Ihr wird immer bestemmener zu Muth.
 „Liebhabeerei, Verehrtheit, die reine Liebhabeerei! Ich bin eben so an Blut gewöhnt und...“
 „Wa—a—a—s?“ von Minute zu Minute wird die bedauernswürthe Frau unruhiger.
 „Hu! ja; heute z. B. reise ich von Emmerich nach Rotterdam, um eine alte Frau zu kaufen; unglücklicher Weise ist dort nur eine einzige zu haben, aber ich brauche nothwendig zwei für den Professor Klayp in London. Ich habe mein Ehrenwort verpönt. A propos, wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?“
 Im Nu sieht die also Angeredete dem Sprecher gegenüber, der, mit stoischer Ruhe seine Nadel bearbeitend, sie fortwährend ruhig, aber graum lächelnd anschaut.

Sprachlos starrt sie ihn mit allen Zeichen des Entsetzens an; der Schreck scheint ihr die Zunge vollständig gelähmt zu haben.
 „Nieuwerluis!“ erschallt es plötzlich vor den mit einem Ruck geöffneten Coupéthüren.
 „Nieuwerluis!“
 Die Frau hatte in ihrer furchtbaren Aufregung gar nicht gemerkt, daß der Zug immer langsamer fuhr. Kaum aber war die Thür aufgerissen worden, da springt sie auch schon trotz ihrer Schwerfälligkeit, wie ein Gummi-ball auf die Erde fallend, auf den Perron und ruft aus vollem Halse:
 „Schaffner, ich will in ein anderes Coupée, schnell! nehmen Sie, bitte, meine Schachtel — da sitzt ein Seeräuber drin — bitte, holen Sie meine Reistafel auch heraus — 's ist Einer, der Leichen macht. Großer Gott! mein Korb mit Skapanien — hundertfünfzig Morde hat er auf dem Gewissen. Gott, mein Reizegefährtin! Sie müssen sofort die Polizei benachrichtigen — nun noch die Pappschachtel. Schaffner, ich kann nicht mehr — in Rotterdam will er Leiden, ach Gott! Meinethalben gehe ich auch in den Güterwagen, wenn's sonst keinen Platz mehr giebt. Ich werde ohnmächtig! so'n Ungeheuer!“ Während der Schaffner bereitwillig das Gepäck der forpultene Dame aus dem Coupée schafft, sagt der Reisende, dessen Füße bereits wieder auf der gegenüberliegenden Bank ruhen, gelassen:
 „Schaffner, hier haben Sie eine Cigarette und ein Tringled, sorgen Sie bitte, daß sie, daß ich jetzt ausgeföhrt bleibe — ich möchte ein wenig schlafen.“

Seuertöthler Mohn.

Von **R. Fabri de Fabri.**

Wenn der Sommerwind über die wogende Fluth des reifen Kornes dahinjährt und das weite Feld demüthig sich neigt, zum Zeichen, daß es bereit ist, den Säntzer zu empfangen — dann flammt es hier und da aus den goldenen Wellen wie zukündende Funken und sprühendes Feuer auf. Das sind die Blüthen des Feldmohns.
 Weißt Du, was der Mohn erzählt?

Sieh! den flimmernden Sonnenglast, sagt er. Der hängt wie ein feuriger Schleier zwischen Himmel und Erde. Fühle den glühenden Athem der Sommerluft! Sie haucht Leben und Tod. Mich hat sie aus der Krippe zu heißem Leben gewacht und mir mein Kleid aus Feuerzucht gewoben. Mit Wind und Wolke hat sie die Lehren großgezogen; sie allein hat sie dann herrlich gereist. Heute aber ist sie müde vom Schaffen; sie sintt und brüet. Schau nur, wie's über dem Walde zittert und wie das Gewölk über dem Berge lauert und wächst und herandroht! Sie aber rührt sich nicht und brüet weiter. Das gefüllt mich nicht!

Auch die Menschen scheinen mir nicht froh dabei. Höre nur das Rauschen der Sichel, die wie gleisende Schlangen durch die Dalarreichen gleiten — auf und ab, auf und ab, bis die letzte Aehre am Boden liegt. Wie sie arbeiten, wie sie sich spüten! Ehe der Wetterstrahl zuckt

und der Wirbelwind durch die Fluren fegt, muß das Korn in festen Garben stehen. Wie sie schaffen mit glühenden Augen und gepreßten Lippen! Im Herzen des Sommertages schläft Leben und Verderben.
 Wer's sonst hat, das ist der Görg; seine Garben stehen schon seit geftern so dicht. Seinetwegen kann das Wetter losbrechen, seinetwegen und auch meinetwegen, des kleinen Mohns. Ich bin ein Kind des Sonnenfeuers und sterbe lieber unter dem feurigen Kusse des goldenen Funkens, der vom Himmel fährt, als vom kalten Biß der Sichelzunge. Aber warum der Görg, der starke Mann mit den blüthenen Augen, die doch zuweilen so sehnsüchtig blicken, keinen Antheil an Sorg und Leid der Andern nimmt? Warum er so einsam haust ohne Weib und Kind?

Ich hab's mir erzählen lassen, als ich noch ein winziges Kohn-Knöpslein war, und nebenan in Kleefeld die Lese ihre Kuch hütte und der Sapp sie Sonntag-Nachmittag besuchte. Da sagte er ihr wohl, sie solle es nicht machen, wie die Margret es dem finstern Görg gemacht. So etwas ließe er sich wahrlich nicht gefallen, da werde sie schon sehen, daß er ein anderer Mann sei.
 Wie hatte die Margret es denn gemacht?
 Ei, falsch sei sie gewesen. Den Görg, der sie wahrhaft und treu geliebt, der aber immer ein stiller Sinner gewesen, habe sie verlassen, als der Martin aus der Stadt kam. Der war dort ein schmuddel Kerl geworden und hatte des Königs Hof mit Ehre und Stolz getragen. Ihm war's nicht zu verübeln, daß er sich in die schöne Margret verhängte. Aber diese war falsch; denn sie war doch mit dem Görg so ziemlich einig gewesen, ehe der Soldat gekommen.

Der Martin hat sie denn auch geheirathet, und der Görg, die stille Seele, hat dazu geschwiegen; aus Willeit oder Zwang genommen werden, das wollte er nicht. Aber es war ihm doch nahe gegangen, mehr als er's sich merken ließ. Die ganze Welt war ihm keinen Pfifferling mehr werth, und die Weiber konnte er nun erst recht nicht mehr ausfinden. Keinen schaute er mehr an, und wenn die blonde Margret ihm begegnete, blickte er star ein andern Weg.
 Nur ein Frauenherz hielt er für treu, und das war seine alte Mutter, die krank und gebrechlich dalag und nur ihn hatte, für sie zu sorgen und zu pflegen. Das that er denn auch, und wenn sie ihn bisweilen mit ihren treuen Augen dankbar anblickte, als wollte sie sagen: „Es ist doch ewig schade daß ein so guter Mann kein braves Weib hat...“ aber er ist zu gut für sie alle!“ dann schien es dem stillen Görg, als sei er doch glücklich und zu etwas nütze.

Aber es kam ein Tag, da fargte er auch die Mutter zu seinen andern Lebenshoffnungen und bezog sie unter der Kirchhof's-Linde. Das war eine schlimme, salumme Zeit! Es war schier kein Haus halten mit ihm, und die alte Magd und der Knecht, die noch von Vaters Zeiten bei ihm waren, erklärten schließlich, sie müßten auch weiter; sie könnten ihm ja doch nichts mehr recht machen. Das that ihm bitter wehe; er reichte ihnen die Hand und sagte nur: „Liebet und habet Geduld!“ Sie blieben nun gern, denn sie sahen, er war nicht unzufrieden, er war bloß unglücklich.
 Später ist der Pfarrer dazu gekommen und hat ihm in's Herz geredet; er hat ihm gezeigt, wofür auch ein einfacher Mann auf der Welt noch gut sei. Da ist des Görgen Herz für die Armen geöffnet worden, und er hat durch den alten Pfarrer sehr viel Gutes gethan, aber in Geheimen. Nur Gott sollte es wissen, für den er es auch einzig that. Von den Menschen wollte er nichts, nicht einmal aufrichtigen Dank. Als ob sie damit so verschwenderisch wären!
 So ging es Jahr um Jahr. Der alte Knecht und die alte Magd starben. Der Görg haust nun ganz allein. Einen Theil seiner Aehre hat er verpachtet; einen anderen bebaut er selbst, damit er nur etwas zu thun hat.

Auch der Martin ist gestorben und die blonde Margret eine frühzeitig gealterte Frau mit grauem Haar und sorgenvollem Gesicht geworden. Der Görg mag sie nicht ansehen. So tief, so tief ist auch unter allem Schutt und Geröll der Jahre verborgen liegt: es lebt doch noch immer, das bitterfüße Kräutlein „erste Rebe“ und regt seine Würzlein, wenn er von der Margret hört, oder sie ihm begegnet. Dann klingt es leise, leise in seinem Herzen; aber er will's nicht hören und beigt die Zähne aufeinander und spafft wie ingrimmig vorwärts in sein fülles Heim, bloß damit man nicht sieht, wie weh ihm ist.
 So erzählte der Sapp der Lese, „schloß der kleine Mohn,“ und ich muß an die traurige Geschichte denken, so oft ich den stillen Görg sehe.“

Auch heute steht der Görg ganz allein unter der Kirchlinde, lehnt auf der

Kirchhofsmauer und schaut die stille Dorftage hinab. Zeigt, wo draußen Alles sich regt und plagt und für Weib und Kind sich müht, fällt ihm seine Einsamkeit doppelt schwer auf die Seele. Nach ihm fragt Niemand. Für wen soll er sich abmühen? Da denkt er, was der Pfarrer ihm gesagt: nicht bloß geben sollte man den Armen von seinen Gütern, sondern auch selbst etwas für sie thun; sich selbst für sie opfern, das gebietet frohen Muth.
 „Ja,“ sagt der Görg endlich zu sich, „der Herr Pfarrer hat es immer gut mit mir gemeint, ich will es wenigstens versuchen!“ Dann biegt er durch die Dorfgasse seitwärts in den Hedenweg, der auf die Heider führt, um dem armen Anton bei dem Wähen seines Kornfeldes zu helfen.
 Wie er nun auf das freie Feld hinaustritt, bleibt er einen Augenblick stehen. So weit das Auge reicht, ist der Himmel wie in Blei gepanzert; über den Bergwalde ziehen sich schwefelgelbe breite Streifen durch das misfarbige Grau. Die Sonne scheint nur verschwommen durch den glühenden Dunst, der über den Feldern steht. Noch ehe der Görg die Mäher erreicht, fährt ein heftiger Windstoß auf und jagt eine ungeheure Staubwolke vor sich her. Dann gereizt ein flammender Strahl das Panzerbleid des Himmels, und zu gleicher Zeit tracht und rollt es durch die Luftströme, als sollte die Erde von Grund auf bersten. Die Schmutz steilen stark vor Schrecken; die Bänderinnen liegen auf den Knien und kreischen auf vor Angst.
 Der Görg zieht auch unwillkürlich den Hut und befreuzt sich, wendet dann aber den Blick und starrt hinauf zur Kirchhofslinde, wo der Kern des Wetzters zu hängen scheint. Vom Himmel juckt's jetzt Strahl um Strahl in farben buntem Licht und erhebt die Gegend mitlenweit. Danach aber schaut der Görg nicht. Ihm war mit einem Male, als ob hinter dem grünen Geäst der Linde eine seltsame Gluth hoch emporgeleuchtet, dem feurigen Mohn gleich, der flammend im Kohnfeld steht. Hinter der Linde aber, abseits von den Andern, liegt das Haus der Wittve Margret und in einem Stübchen des obersten Stockwerks sitzt das blonde Mädchen, der Wittve jüngstes, gelähmtes Kind.
 Das weiß der Görg; er hat Niemand darum gefragt, aber er weiß es ganz genau. Mit einem Satz ist er im Hedenweg verschwunden, und gleich darauf tönt seine mächtige Stimme zu den Schmittern hinüber: „Feuer! Feuer! Es hat eingeschlagen!“
 Mit einem Angschreie stürzen die Leute in's Dorf; jeder schaut besorg't nach seinem Dache und athmet erleichtert auf. Aber lauter als das Rollen des Donners, das Geheire der Menge, tönt der herzerreißende Klageruf der Wittve Margret. Auch sie war abwesend am dem Felde und kam erst mit den letzten in's Dorf, nicht ahnend, daß es gerade ihr Heim sei, daß der Strahl entzündete. Nun steht sie vor dem brennenden Hause und verzucht, sich in die Flammen zu stürzen, um ihr Jüngstes zu retten. Ein paar besonnene Männer aber halten sie mit Gewalt zurück, denn eben bricht die alte hölzerne Treppe, ausgebrannt, in sich selbst zusammen. Nur durch's Fenster wäre noch Rettung möglich — schnell schnell eine Leiter!

Da naht der Görg, todtentblüht von innerer Erregung, aber schweigend wie immer. Er schleppt eine Tenneleiter heran, lehnt sie behende an den brennenden Giebel, und mit dem kurzen Befehl: „Haltet Lächer bereit!“ steigt er hinauf, geschlägt 's roben das Fenster und verschwindet in der sengenden Gluth und dem erstickenden Qualm. Durch den Lustzug einschalt, schlägt die wilde Lohedoch aus dem Kammerelein des Kindes.
 In welchem Schweigen steht die Menge. Weinende Frauen schleppen die halb wahnsinnige Margret zur Seite. Vier Männer halten unter dem Fenster ein starkes Wagentuch.
 Eine bange Minute vergeht und noch eine — da erscheint der Görg in der Fensteröffnung, in seinen Armen das ohnmächtige Kind. Das Feuer leckt an seinem Haar und Bart, schlängeln gleich umzingelt es seinen Körper nach allen Richtungen, und hinter ihm öffnet sich der gierige Rachen, als wolle er den ihm Enteilenden mit aller Gewalt verschlingen. Kaum hat der Görg das Tuch bemerkt, so läßt er die kleine weiße Gestalt rasch hinabgleiten und schiebt sich dann an, selbst die brennende Leiter zu besteigen. Schon jubelt das Volk ihm zu — da! — ein graunfer, feuriger Wirbel, ein lautes Pfraffeln, Rachen und Zischen: Das alte, vom Feuer innerlich verzehrte Dachwerk vermag die Last der beschwerten Leiter nicht mehr zu tragen; es gibt nach — rüdtlings stürzt der Görg in die eben verlassene Gluth, und das stützenlose Dach bricht über ihn zusammen.
 — Wo ein Lustschloß einfällt, d giebt es Gedanken splitter.

„Da, Sie sind doch Herr Volders aus der Kleiderhandlung in der Hoagstraße?“
 „Bedauere sehr, zufällig nicht!“
 „Wie schade! Sehen Sie, darauf hätte ich nun zehn verpöthliche Eide geschworen, daß Sie Volders sind, aber, wenn Sie selbst sagen, daß es nicht so ist, dann wird die Sache wohl ihre Wichtigkeit haben! Nein, nein, ist es die Möglichkeit! genau dasselbe Wesen wie Jan Volders, aber wenn ich gut hinschaue, dann sind Sie's doch wieder nicht; die Voldersen's sind nämlich alle rothhaarig und Sie sind blond.“
 „So! Ach!“ laut gähmend wirft der Reisende einen flüchtigen Blick auf seine Nachbarin.
 „Aber die dicke Nase der Voldersen's haben Sie doch, das ist ein merkwürdiger Zufall...“ und...
 „Ich heiße van Valen und bin schläfrig!“ klingt es ärgerlich und kurz angebunden zurück; von Neuem schliefert er die Augen und kreuzt die Arme über die Brust, die Beine behaglich auf die gegenüberliegende Bank ausstreckend.

Erstaunt reißt die Frau die Augen auf und sagt hastig: „van Valen heißen Sie? Hu, hu; wie sonderbar! Dann sind Sie wohl mit den van Valens aus Rotterdam verwandt? Denken Sie doch nur, jahrelang habe ich dort im Hause verkehrt, ich war nämlich lange mit Cato van Valen befreundet — wohl Ihre Tante? Eine gutmüthige Person, aber ihre Nerven machten ihr viel zu schaffen, da war sie eben manchmal ärgerlich und nervös und so wurden wir böse, ... lebt sie noch?“ Ein unverständliches Grinsen veranlaßt die Sprecherin, einen Augenblick innezuhalten. — „Nicht? Ach, das würde mir aber doch wirklich trostlich sein; Sie meinen doch die van Valens van de Wynhaven?“
 Dasselbe Grinsen.
 „Der sind Sie am Ende mit den van Valens van de Vaan verwandt, die kenne ich auch sehr gut, ganz reizende Leute, meinen Sie die vielleicht?“
 „Keinen einzigen?“
 „Nein ich bin Waife und ich möchte jetzt schlafen.“

„Ach Herrje, Sie sind Waife? am Ende waren Sie gar auch im Waisenhaus? oh, wie traurig! Ich habe die kleinen Waisen immer so furchtbar bemitleidet; wissen Sie, sie haben's ja so weit ganz gut in solcher Anstalt, aber sie bekommen so viel Bohnen u. Erbsen und Erbseubrei zu essen, die Speisen sind nicht besonders nahrhaft und machen nur unnöthig dick. Ja, und dann noch so manches Andere, 's ist eben doch nicht so wie zu Hause! Ja, ja! Aber man sollte gar nicht meinen, daß Sie auch so ein kleiner Waisenknabe gewesen sind, Sie sehen gar nicht so aus; und dann — erster Klasse reisen! Ich zum Beispiel, ich bin ja nur eine Bürgerfrau, ich habe ein gutes Auskommen und mir geht Gott sei Dank nichts ab, aber ich reise immer nur dritter Klasse. Heute gab es allerdings keine Wagen dritter Klasse und so mußte ich ein Billet weiter nehmen und weil die zweite besetzt war, reise ich nun erster, verstehen Sie? Wie der Zug rasch fährt, sehen Sie blos mal den Bahnhof vorbeifliegen. Wo haben wir doch vor Rotterdam noch Aufenthalt? In Nieuwerluis...“
 „Ganz recht, das stimmt. In Nieuwerluis!“ wiederholt der Reisende. Er hat mehrmals gegähnt und scheint recht schläfrig zu sein; nun aber richtet er sich mit einem Rucke auf, fixirt seine Nachbarin scharf und mußte sie mit etwas spöttischem Lächeln vom Kopf bis zu den Füßen. Dann beginnt er mit bewegter Stimme:
 „Sie haben wohl ein sehr gutes Herz? man sieht es Ihnen an, wie mittheilig und sanftmüthig Sie sind, gewiß fühlen Sie den armen Waisen ihren furchterlichen Schmerz nach — habe ich recht gerathen?“

Die Frau nickt langsam und würdevoll während sie fragt:
 „Also Vater und Mutter nie gekannt?“
 „Nein,“ antwortete ihr Nachbar betrübt, und wie mit unterdrücktem Schluchzen fährt er fort:
 „Mein Vater starb vor meiner Geburt und meine gute Mutter auch.“ Hier scheint die Nahrung ihn zu übermannen, und wiederholt fährt er sich mit dem Taschentuch über die Augen.
 „Wie traurig! Wie schrecklich traurig!“ sagt die gutmüthige Dide, während sie ebenfalls ihr Taschentuch zum Vorschein holt.
 „Als dreijähriges Kind ging ich schon auf's Meer, was sagen Sie dazu?“
 „Auf's Meer?“
 „Ja, leider, ich mußte eben.“
 „Ach Gott!“
 „Man hat mich aus der Wiege gestohlen.“
 „Wie? Wa... aas?“
 „Ge—stoh—len!“
 „Varmherziger Himmel, wer hat Das gethan?“
 „Eine Magd, welche ein Verhältnis mit einem Seeräuber hatte.“

Grundgütiger Himmel! Und weßhalb that das Mädchen Das?“
 „Weil sie selbst kein Kind hatte und der Seeräuber für sein Leben gern eins haben wollte.“
 „Was Sie sagen! was der Mensch aber Alles erleben kann, man sollte 's nicht für möglich halten.“
 „Na ja, er war, eben ein Kinderfreund, dieser Räuber.“
 „Das scheint so. Aber sagen Sie, raubte und mordete er denn sonst nichts?“
 „Oh, gewiß. Alle Männer, die er einfiel, wurden erhängt oder erschossen, aber die unschuldigen Kinderchen verschonte er. Wir hatten einen Seeräuber an Bord, dessen einzige Beschäftigung es war, die Kleinen für die Säuglinge zu füttern, während der Schiffsjunge für Fenselthee und gewärmte Windeln zu sorgen hatte.“
 „Und was geschah mit den Müttern, mein Herr?“
 „Hu, hm! Waren sie jung und schön, so kamen sie in seinen Harem, aber alte Frauen, so in den Fünzigjahren, wissen Sie, die wurden irgendwo auf eine unbewohnte Insel ausgelegt oder gleich an Bord geschleudert.“
 „Geschleudert? Aber das ist ja schauderhaft — und das Alles haben Sie mit eigenen Augen gesehen?“
 „Leider Gottes, ja! schon im zartesten Kindesalter war ich Zeuge von Mord und Todtschlag. Mit dreizehn Jahren bestand ich die Feuerprobe — da mußte ich zwei Waisenkinder takt machen.“
 „Nicht machen?“ soweit als nur irgend möglich entfernte die beleidete Dame sich bei diesen Worten von ihrem unheimlichen Nachbar.
 „Ja, aber nicht etwa mit Dolch und Pistole, keine Spur! ich goß ihnen einfach etwas in den Kaffee!“
 „Ach so! — ah!“
 „Das ging fabelhaft leicht; sie schmeckten gar nichts davon und nach zehn Minuten bereits waren sie bei unserem lieben Herrgott.“

Die corpulente Reisende ist blaß geworden; mit weit aufgerissenen Augen starrt sie ihren Nachbar an, während sie vor lauter Entsetzen verzigt, den Mund zu schließen. Zugewissen fährt das „Ungeheuer“ gelassen fort: „Nun und nach wurde ich zum Monstrum; ich gestehe es selbst, mich dürrte nach Blut! Das arme Menschenkind, das hat so was Verlockendes — sehen Sie, mit diesem kleinen Instrumente — der Reisende holt ein Taschennestor zum Vorschein und schneidet vorsichtig damit über den Nagel seines linken Daumens — mindestens hundertundfünfzig Menschen haben ich mit diesem Dingelchen in die bessere Welt befördert, damals, als man mich noch den „Schreden des Meeres“ nannte.“

Dabei blüht er mit den Zähnen und schaut seine Reizegefährtin grausam an. Schen und furchtbar schiebt sie nach dem Messerchen, welches so unschuldig aussieht, daß sie mehr oder weniger ungläubig fragt: „Mit diesem kleinen...“
 Das Wort „Messerchen“ erstickt auf den Lippen, denn plötzlich blüht die Klinge dicht vor ihren Augen, während der Eigenthümer dieses Morbinstrumentes „ein miniature“ heiser ausruft: „Ja wohl, mit diesem lampigen Ding! Ein einziger geschickter Schnitt, und Sie haben das Zeitliche gefegnet — ich habe mich darin geübt, im Handumverehen — seinen Lant können Sie mehr von sich geben, aber...“ nachlässig schiebt er das Federmesser in seine Westentasche — „nun habe ich es aufgefegnet; vor zwei Jahren ungefähr hat man mich bekehrt.“

Seuertöthler Mohn.

Von **R. Fabri de Fabri.**

Wenn der Sommerwind über die wogende Fluth des reifen Kornes dahinjährt und das weite Feld demüthig sich neigt, zum Zeichen, daß es bereit ist, den Säntzer zu empfangen — dann flammt es hier und da aus den goldenen Wellen wie zukündende Funken und sprühendes Feuer auf. Das sind die Blüthen des Feldmohns.
 Weißt Du, was der Mohn erzählt?

Sieh! den flimmernden Sonnenglast, sagt er. Der hängt wie ein feuriger Schleier zwischen Himmel und Erde. Fühle den glühenden Athem der Sommerluft! Sie haucht Leben und Tod. Mich hat sie aus der Krippe zu heißem Leben gewacht und mir mein Kleid aus Feuerzucht gewoben. Mit Wind und Wolke hat sie die Lehren großgezogen; sie allein hat sie dann herrlich gereist. Heute aber ist sie müde vom Schaffen; sie sintt und brüet. Schau nur, wie's über dem Walde zittert und wie das Gewölk über dem Berge lauert und wächst und herandroht! Sie aber rührt sich nicht und brüet weiter. Das gefüllt mich nicht!

Auch die Menschen scheinen mir nicht froh dabei. Höre nur das Rauschen der Sichel, die wie gleisende Schlangen durch die Dalarreichen gleiten — auf und ab, auf und ab, bis die letzte Aehre am Boden liegt. Wie sie arbeiten, wie sie sich spüten! Ehe der Wetterstrahl zuckt

und der Wirbelwind durch die Fluren fegt, muß das Korn in festen Garben stehen. Wie sie schaffen mit glühenden Augen und gepreßten Lippen! Im Herzen des Sommertages schläft Leben und Verderben.
 Wer's sonst hat, das ist der Görg; seine Garben stehen schon seit geftern so dicht. Seinetwegen kann das Wetter losbrechen, seinetwegen und auch meinetwegen, des kleinen Mohns. Ich bin ein Kind des Sonnenfeuers und sterbe lieber unter dem feurigen Kusse des goldenen Funkens, der vom Himmel fährt, als vom kalten Biß der Sichelzunge. Aber warum der Görg, der starke Mann mit den blüthenen Augen, die doch zuweilen so sehnsüchtig blicken, keinen Antheil an Sorg und Leid der Andern nimmt? Warum er so einsam haust ohne Weib und Kind?

Ich hab's mir erzählen lassen, als ich noch ein winziges Kohn-Knöpslein war, und nebenan in Kleefeld die Lese ihre Kuch hütte und der Sapp sie Sonntag-Nachmittag besuchte. Da sagte er ihr wohl, sie solle es nicht machen, wie die Margret es dem finstern Görg gemacht. So etwas ließe er sich wahrlich nicht gefallen, da werde sie schon sehen, daß er ein anderer Mann sei.
 Wie hatte die Margret es denn gemacht?
 Ei, falsch sei sie gewesen. Den Görg, der sie wahrhaft und treu geliebt, der aber immer ein stiller Sinner gewesen, habe sie verlassen, als der Martin aus der Stadt kam. Der war dort ein schmuddel Kerl geworden und hatte des Königs Hof mit Ehre und Stolz getragen. Ihm war's nicht zu verübeln, daß er sich in die schöne Margret verhängte. Aber diese war falsch; denn sie war doch mit dem Görg so ziemlich einig gewesen, ehe der Soldat gekommen.

Der Martin hat sie denn auch geheirathet, und der Görg, die stille Seele, hat dazu geschwiegen; aus Willeit oder Zwang genommen werden, das wollte er nicht. Aber es war ihm doch nahe gegangen, mehr als er's sich merken ließ. Die ganze Welt war ihm keinen Pfifferling mehr werth, und die Weiber konnte er nun erst recht nicht mehr ausfinden. Keinen schaute er mehr an, und wenn die blonde Margret ihm begegnete, blickte er star ein andern Weg.
 Nur ein Frauenherz hielt er für treu, und das war seine alte Mutter, die krank und gebrechlich dalag und nur ihn hatte, für sie zu sorgen und zu pflegen. Das that er denn auch, und wenn sie ihn bisweilen mit ihren treuen Augen dankbar anblickte, als wollte sie sagen: „Es ist doch ewig schade daß ein so guter Mann kein braves Weib hat...“ aber er ist zu gut für sie alle!“ dann schien es dem stillen Görg, als sei er doch glücklich und zu etwas nütze.

Aber es kam ein Tag, da fargte er auch die Mutter zu seinen andern Lebenshoffnungen und bezog sie unter der Kirchhof's-Linde. Das war eine schlimme, salumme Zeit! Es war schier kein Haus halten mit ihm, und die alte Magd und der Knecht, die noch von Vaters Zeiten bei ihm waren, erklärten schließlich, sie müßten auch weiter; sie könnten ihm ja doch nichts mehr recht machen. Das that ihm bitter wehe; er reichte ihnen die Hand und sagte nur: „Liebet und habet Geduld!“ Sie blieben nun gern, denn sie sahen, er war nicht unzufrieden, er war bloß unglücklich.
 Später ist der Pfarrer dazu